Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber. | Grand Island, Nebr., den 2. Mai 1902. | Jahrgang 22. No. 35

Mitgift.

Novellette von Arthur Zapp.

Frau Agnes Karstedt saß im Arbeitszimmer ihres Gatten. Sie war allein, die Einsamkeit bedrückte sie. Ihr Kindchen lag nebenan im Schlafzimmer in seiner Wiege und schlief, von der Wärterin behütet. Ihr Gatte war in Geschäften auf einige Tage nach Berlin gereist; erst am Abend des nächsten Tages wollte er heimkehren.

Um sich zu zerstreuen, setzte sie sich vor den Schreibtisch ihres Mannes und kramte in den Büchern, die im Schubfach lagen. Es war keine interessante Lektüre, diese geschäftlichen Aufzeichnungen, die ein genaues Verzeichniß der Einnahmen des Gutes und der Ausgaben enthielten, die die Bewirthschaftung erforderte. Da erregte plötzlich ein Posten ihr Interesse und ihre Verwunderung.

„An Gustav Fänger, Kommissionsgebühr (5 Proz.) .... Mk. 15,000.“ Ihre Augen betrachteten forschend die räthselhafte Eintragung. Fünfzehntausend Mark Kommissionsgebühr? Ja, was hatte denn dieser Herr Gustav Fänger so Wichtiges vermittelt, daß ihm dafür dieser hohe Preis, der ein kleines Vermögen repräsentirte, bezahlt worden war? Fänger? Sie erinnerte sich des Namens gar wohl. Herr Fänger wohnte in der Provinzialhauptstadt. Auch erinnerte sich die Grübelnde, daß sie den kleinen, mageren, ältlichen Herrn ein- oder zweimal im Hause ihrer Tante gesehen hatte, bei der sie nach dem Tode ihrer Eltern eine Heimath gefunden. Das war ja zu jener Zeit gewesen, wo sie ihren Gatten kennen gelernt hatte.

Fünfzehntausend Mark! Dazu die eingeklammerte Bemerkung 5 Proz. Die fünf Prozent stellten demnach die Kommissionsgebühr dar, die in irgend einer geschäftlichen Beziehung zu einem Kapital von dreihunderttausend Mark stehen mußte. Dreihunderttausend Mark! Da durchzuckte sie plötzlich, gleich einem Blitz, der Gedanke: Dreihunderttausend Mark beträgt die Mitgift, die ich einst meinem Mann mitgebracht habe!

Sie blickte nach dem Datum der verdächtigen geschäftlichen Eintragung: 17. Januar 1898.

Wie ein elektrischer Schlag fuhr es durch ihren Körper: Am 10. Januar war ihr Hochzeitstag gewesen. Genau eine Woche später hatte die Zahlung an Gustav Fänger stattgefunden.

Frau Agnes Karstedt stöhnte aus tiefster Brust; heiße Schauer durchrannen sie. Mit geschäftigem Eifer rief sie sich die Vorgänge ihrer jungen Ehe ins Gedächtniß zurück. Nein, nein, es war ja nicht möglich. Walter war kein erbärmlicher Mitgiftjäger, der seine Frau lediglich aus Geldinteressen gewählt hatte. Hatte sie irgend einen Grund, an der Aufrichtigkeit seiner Liebe zu zweifeln?

Nein, nein!

Frau Agnes versuchte, sich Ruhe zu predigen und die quälenden Gedanken, die in ihr aufgestiegen waren, zu verscheuchen. Aber vergebens. Sie war ein energischer Charakter, und so beschloß sie, den Kommissionär aufzusuchen. Von dem Gute bis zur Provinzialhauptstadt waren nur zwei Stunden Eisenbahnfahrt und den Weg bis zur nächsten Eisenbahnstation konnte sie mit ihrem Wagen bequem in einer halben Stunde zurücklegen. Der nächste Zug ging gegen Mittag und am Abend konnte sie mit dem letzten Zuge zurückkehren.

Die junge Frau kleidete sich mit fieberisch zuckenden Fingern an, empfahl ihren Kleinen der Sorge seiner Wärterin und bestieg den inzwischen am Herrenhause vorgefahrenen Wagen.

Endlich war die Provinzialhauptstadt erreicht. Das Geschäftslokal der Firma Gustav Fänger war nicht schwer zu erfragen. Zum Glück war Herr Fänger allein.

„Was verschafft mir die Ehre, gnädige Frau?“ sagte er und trug seinem Besuch höflich einen Stuhl heran.

Frau Agnes nahm alle ihre Willenskraft zusammen, um den Widerwillen, der lähmend in ihr aufstieg, zu besiegen.

Es ist eine diskrete Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt, Herr Fänger. Ich habe eine Freundin, eine junge Dame von fünfundzwanzig Jahren. Dieselbe lebt einsam bei ihren Eltern in einer kleinen Stadt, in der sie keine Gelegenheit hat, Bekanntschaften zu machen. Ich möchte meine Freundin gern verheirathet wissen, und deshalb komme ich, um ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen.“

Herr Gustav Fänger blickte überrascht auf.

„Ich begreife nicht, gnädige Frau,“ erwiderte er zurückhaltend. „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen dabei behilflich sein könnte.“

„Mein Mann hat mir verrathen, nahm Frau Agnes Karstedt wieder das Wort, während ihr das Herz vor geheimer Erregung und Spannung bis zum Halse hinauf schlug, „daß Sie in unserer Ehe gewissermaßen die Vorsehung gespielt haben. Ich fühle mich Ihnen zu Dank verpflichtet und würde gern auch für meine Freundin Ihre menschenfreundliche Hilfe gewinnen.“

Herr Gustav Fänger schien Vertrauen zu fassen. Seine Mienen erhellten sich, sein Mißtrauen schien überwunden.

„Also Sie möchten gern eine Freundin verheirathen? Wie heißt die junge Dame und wo wohnt sie?“

Frau Agnes Karstedt athmete tief. „Lassen Sie uns zuvor die Bedingungen besprechen,“ sagte sie. „Mein Mann theilte mir mit, daß Sie drei Prozent Vermittlungsgebühr beanspruchen.“

„Drei?“ Die Augen des Kommissionärs funkelten. „Fünf, gnädige Frau, ist das wenigste, was ich berechne. Ihr Herr Gemahl hat mir auch fünf Prozent bewilligt.“

Der Kommissionär zog eilig ein Schubfach auf und brachte ein Geschäftsregister, in das er viele Kontrakte eingeheftet hatte, zum Vorschein. Er blätterte eine Weile und wies dann triumphirend auf das aufgeschlagene Blatt. Mit flirrenden Augen, während sie es heiß und kalt durchschauerte, las Frau Agnes: Ich verpflichte mich hiermit, Herrn Gustav Fänger fünf Prozent der betreffenden Mitgift zu zahlen, falls die von ihm geplante Verbindung zwischen Fräulein Agnes Lindner und mir zu Stande kommt. Die Zahlung ist acht Tage nach der Hochzeit fällig.

Walter Karstedt.

Die Lesende hatte Mühe sich aufrecht zu erhalten. Jetzt sank sie mit einem Aechzen auf den hinter ihr stehenden Stuhl. Erst jetzt wurde der Kommissionär auf ihren Zustand aufmerksam.

„Um Gotteswillen, was ist Ihnen?“ rief er bestürzt. „Sie sind ja bleich wie der Kalk —“ Er unterbrach sich. „Ich hole Ihnen ein Glas Wasser.“

Er eilte davon. Frau Agnes aber raffte sich auf und stürzte hinaus. Sie wußte nicht, wie sie nach dem Bahnhof gelangte.

Zu Hause schloß sie sich in ihr Zimmer ein. Sie mochte Niemand sehen. Der Abend brach herein; sie saß noch immer, dumpf vor sich hinbrütend, als sie plötzlich polterndes Wagengerassel aufschreckte. Ein paar Minuten später trat Walter Karstedt ins Zimmer. Er näherte sich ihr mit strahlendem Gesicht.

„Da bin ich! Ich habe mich ein paar Tage früher losgemacht, um Dich zu überraschen. Na, freust Du Dich nicht, Schatz?“

Sie stand mitten im Zimmer und sah ihn mit starren Augen, mit verzerrten Mienen an.

„Aber was hast Du denn?“ fragte er überrascht, und seine ausgebreiteten Arme sanken unwillkürlich herab.

Sie antwortete nicht. Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch, ihr Athem ging hörbar. Beunruhigt trat Walter Karstedt jetzt dicht an seine Frau heran und faßte sie am Arm.

„Laß' mich!“ rief sie mit so sichtbaren Zeichen des Abscheus, daß es ihn unwillkürlich fröstelte. „Geh'! Ich verachte Dich!“

Er taumelte zurück, wie von einem Schlage getroffen.

„Bist Du von Sinnen!“ rief er. „Warum? Willst Du mir nicht erklären?“

Sie athmete tief.

„Ich sprach heute Herrn Gustav Fänger,“ stieß sie mit zuckenden Lippen hervor.

„Gustav Fänger? Nun?“

„Er erzählte mir, auf welche Weise unsere Ehe zu Stande gekommen ist.“

Walter Karstedt knirschte mit den Zähnen.

„Der Schuft!“ zischelte er.

Sie schüttelte mit dem Kopf.

„Er hat keine Schuld. Ich ging zu ihm und fragte ihn aus. Deine geschäftlichen Aufzeichnungen gaben mir Anlaß dazu.“

Er folgte mit seinen Augen der Richtung, in die ihre ausgestreckte Hand wies und erblickte sein Geschäftsbuch, das noch aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch lag. Jetzt begriff er alles und erkannte zugleich den Ernst der Situation. Heißer Schmerz krampfte ihm das Herz zusammen.

„Agnes!“ rief er flehend und trat ihr wieder ein paar Schritte näher. „Ich bitte Dich, verzeihe! Ich weiß, ich that unrecht. Aber haben wir nicht seitdem glücklich gelebt? Habe ich Dir nicht in den anderthalb Jahren unserer Ehe bewiesen, daß ich Dich liebe, aufrichtig liebe! Ich befand mich in drückender Lage, eine große Hypothek war mir gekündigt. Ich brauchte dringend Geld, und da ging ich zu Herrn Fänger.“

„Ich danke Dir,“ entgegnete sie mit eigenthümlich klangloser Stimme. „Du bist wenigstens jetzt aufrichtig zu mir. Du wirst nun einsehen, daß wir nicht länger miteinander leben können, daß ich nach dieser Erklärung Dich —“ sie stockte einen Augenblick und vollendete dann leise — „daß ich Dich nur noch verachten kann.“

Er schreckte zusammen und biß sich heftig auf die Lippen.

„Agnes!“ rief er. „Kannst Du denn nicht vergessen?“

Sie bewegte energisch verneinend den Kopf.

„Nein! An Deine Liebe kann ich nicht mehr glauben.... Morgen übersiedle ich nach Berlin mit unserem kleinen Paul. Du wirst ihn mir lassen, dagegen bin ich bereit, Dir die Hälfte meines Vermögens abzutreten.“

„Agnes!“ schrie er auf und schlug seine Hände erschüttert vor das bleiche Gesicht.

Sie ging langsam zur Thür. An der Schwelle drehte sie sich noch einmal um.

„Ich muß wohl,“ stöhnte er. „Ich sehe ein, daß Du mir nicht mehr glauben kannst.“

„So lebe wohl!“

Sie öffnete die Thür. Er that ein paar hastige Schritte, als wollte er sie zurückhalten. Aber sie eilte schnell hinaus.

Die Nacht brach herein, aber keiner von den beiden Eheleuten dachte an Schlaf. Frau Agnes packte ihre unentbehrlichsten Sachen und ihr Gatte schritt im Nebenzimmer ruhelos hin und her. Ab und zu horchte sie nach der Thür hin. Sie hörte, daß er sich jetzt setzte — wahrscheinlich an seinen Schreibtisch. Ja, als sie nun ihr Ohr dicht an das Schlüsselloch legte, konnte sie sogar hören, daß er schrieb.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis er wieder aufstand. Es drangen allerlei Geräusche aus dem Nebenzimmer heraus, die sie sich nicht erklären konnte. Ein beklemmendes Gefühl senkte sich auf die junge Frau und beengte ihr den Athem. Sie wußte nicht warum, aber plötzlich wurde ihr so angstvoll zu Muthe, daß sie in ein leises Weinen ausbrach. Ein knackender Laut wurde plötzlich von nebenan hörbar. Und nun konnte sie sich nicht länger mehr zurückhalten. Mit einer impulsiven Bewegung riß sie die Thür auf.

Er sprang bei ihrem plötzlichen Eintritt von seinem Stuhl an dem Schreibtisch auf und starrte sie mit schreckensbleichem Gesicht an. Seine Hand tastete nach einem Gegenstand auf der Schreibtischplatte, den er hastig unter ein Blatt Papier zu schieben sich bemühte. Aber sie hatte ihn schon erblickt, den Revolver, mit dem er sich soeben beschäftigt zu haben schien. Ein so starkes Zittern kam über sie und ihre Knie wankten so heftig, daß sie sich an dem neben ihr stehenden Sessel festhalten mußte, um nicht zu Boden zu stürzen.

„Walter!“ rief sie, nur von Angst und Entsetzen beseelt. „Das — das wolltest Du thun?“

Er stand schweigend und blickte finster zu Boden, über seine Unterlippe rieselte ein schmaler Streifen Blut.

„Walter!“ rief sie noch einmal und in dem Klang ihrer Stimme lag ebensoviel Liebe wie schmerzlicher Vorwurf.

Er athmete schwer.

„Kann ich denn noch leben?“ stieß er endlich mit zuckenden Lippen hervor. „Ohne Deine Liebe — unter dem Druck Deiner Verachtung?“

Ein heißes, stürmisches Gefühl fluthete in ihr auf, vor dem der Zorn und die bittere Enttäuschung der letzten Stunden in nichts zerfloß. Ihre Arme breiteten sich gegen ihn aus und mit zwei, drei schnellen Schritten war sie an seiner Seite.

„Walter!“ rief sie noch einmal erschüttert, ganz von ihren weichen Empfindungen überwältigt und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Kannst Du mich denn noch lieben?“ sagte er mit aufstrahlendem Gesicht, „und zweifelst Du auch nicht mehr, daß ich Dich liebe, aufrichtig, aus vollem Herzen?“

Sie antwortete nicht. Ihre Arme aber preßten sich noch fester um ihn und ihre Lippen suchten die seinen.

Verlockend.

Gendarm (zu dem sich heftig widersetzenden Raubmörder, den er verhaften soll): „Sie, machen Sie keinen Unsinn und gehen Sie ruhig mit, (geheimnißvoll) 's giebt heute eine delikate Erbssuppe bei uns.“

Wandlung.

Prosaisch ist das Leben,
Die Poesie verschwunden,
Es werden keine Kränze
Dem Dichter mehr gewunden.
Es blühen jetzt die Blumen
Nur noch für Küh' und Kälber,
Und wer noch liest Gedichte,
Der macht sie meistens selber!

In der Klinik.

„Herr Müller, fühlen Sie einmal den Puls des Kranken und stellen Sie die Anzahl der Pulsschläge fest!“ — (Müller ergreift die Hand des Kranken und sieht dabei auf eine an der Seitenwand angebrachte Uhr). — „Nun, Müller, wohin sehen Sie denn?“ — „Auf die Uhr da drüben, Herr Professor!“ — „Ja, haben Sie denn keine Uhr bei sich?“ — „O doch — aber meine Uhr geht etwas vor!“

Ein dunkles Blatt aus der russischen Geschichte.

Am 24. März dieses Jahres waren einhundert Jahre seit jener Schreckensnacht vergangen, in der Paul der Erste von Rußland unter ganz ähnlichen Umständen wie sein unglücklicher Vater, Peter der Dritte, ermordet und damit einer Regierung ein Ende bereitet wurde, deren äußere Merkmale Wahnwitz, Verfolgungssucht und planlose Willkür waren. Oft ist der grauenhafte Vorgang von den Zeitgenossen wie von späteren Schriftstellern beschrieben worden, und auch dessen Augenzeugen haben Aufzeichnungen darüber hinterlassen. Es ist nicht zu verwundern, daß diese Schilderungen sich vielfach in den Einzelheiten widersprechen, und es wird wohl überhaupt nicht möglich sein, jemals mit absoluter Gewißheit festzustellen, wie die Dinge sich genau abspielten, namentlich welchen Antheil an ihnen jeder einzelne der meist schwer berauschten Verschworenen hatte. In der französischen Zeitschrift „La Revue bleue“ unternahm es unlängst der bekannte Historiker und Akademiker Albert Sorel, auf Grund des gesammten vorhandenen Quellenmaterials, das übrigens nicht allzu umfangreich ist, eine neue, zusammenhängende Darstellung der That zu geben, die eins der dunkelsten Blätter der an Schrecknissen so reichen russischen Geschichte bildet.

In der nächsten Umgebung des Zaren, unter den Männern, die ihm Rang und Reichthum verdankten, entstand allmählich die Ueberzeugung, daß der Herrschaft des offenbar geistig nicht Gesunden durch einen Gewaltstreich ein Ziel gesetzt werden müsse. Die Grafen Panine und Pahlen waren die eigentlichen Väter des Gedankens — Panine, damals Minister des Auswärtigen, der geborene diplomatische Unterhändler, jung, elegant, den vornehmsten Familien verwandt, ein Meister der Intrigue; Pahlen dagegen der Sproß eines kleinadligen baltischen Geschlechtes, ganz Soldat, der Mann der That, des raschen Zugreifens, hinter burschikosen militärischen „Allüren“ kühl berechnende Schlauheit verbergend. Pahlen hatte vom Zaren Paul, der ihm außerordentlich gewogen war, selbst die Mittel, ihn zu bewältigen, in die Hand bekommen, indem er das General-Gouvernement von St. Petersburg zugleich mit der obersten Polizeigewalt inne hatte. Wer aber, und möchte er noch so hoch gestellt sein, war damals davor geschützt, nicht morgen durch die Laune des Tyrannen gestürzt, aller Macht beraubt, gefangen oder verbannt zu werden! Pahlen selbst hat später gesagt: „Niemand unter uns war seines Daseins sicher. Ich war einer von denen, die der Blitz am meisten bedrohte, und ich hatte ebenso sehr den Wunsch, mich ihm zu entziehen, als Rußland, vielleicht Europa, vor einem blutigen und unwiderstehlichen Weltbrande zu schützen.“ Mit diesen letzten Worten spielt Pahlen auf die Sympathien an, die Paul dem ersten Konsul Bonaparte, sehr zum Mißvergnügen des russischen Adels, entgegenbrachte und von denen man einen Krieg mit England befürchtete.

Aus einer anderen Quelle, die Albert Sorel nicht benutzt hat, wissen wir, daß Pahlen es in äußerst geschickter Weise verstand, die Erbitterung gegen den Zaren noch künstlich zu steigern. So befahl Paul, um nur ein Beispiel anzuführen, einer alten Dame der Aristokratie, die sich abfällig über ihn ausgesprochen hatte, sollte „ordentlich der Kopf gewaschen werden“. Er meinte dies selbstverständlich nur bildlich. Pahlen aber schickte ein Paar handfeste Polizisten zu der Gräfin und ließ ihr gewaltsam den Kopf mit Seife und Bürste bearbeiten, da der Kaiser es ausdrücklich so angeordnet habe.

Schon im Oktober 1800 hatte Graf Panine, Minister des Auswärtigen, mit dem Großfürsten-Thronfolger Alexander in einer Badeanstalt eine heimliche Zusammenkunft. Er stellte ihm die Unhaltbarkeit der Lage vor und legte ihm die Nothwendigkeit dar, im Interesse Rußlands, der Dynastie, ja des Zaren selbst, dessen wahnsinnigem Treiben zu steuern. Natürlich versicherte er, nur die Absetzung des Zaren solle erfolgen: dann werde man ihm „ein ruhigeres Loos und alle Genüsse des Lebens sichern“. Alexander hörte Panine ruhig an, äußerte sich aber weder zustimmend noch ablehnend. Bald darauf fiel Panine in Ungnade und wurde nach Moskau verbannt.

So blieb Pahlen allein die Vollbringung des Werkes. Vorsichtig und kühn zugleich ging er daran, den Kaiser von allen Seiten zu umzingeln, in seine Macht zu bringen. Er besorgte sich Schlüssel zu allen Eingängen des Michael-Palais, das Paul wie eine kleine Festung angelegt hatte, und in dem allein er sich sicher fühlte. Das Einverständniß des vertrauten Günstlings Pauls, seines früheren Barbiers, nunmehrigen Oberjägermeisters und Grafen Kutaissoff, gewann er dadurch, daß er dessen Geliebte, eine französische Sängerin, bezahlte. Dann überredete er den Zaren, die verbannten Brüder Zouboff, die unter der Regierung Katharinas der Zweiten eine so große Rolle gespielt hatten, zurückzurufen.

In ihnen war er gewiß, zähe, entschlossene Bundesgenossen zu finden. Auch die, wenigstens stillschweigende Einwilligung der Kaiserin sicherte er sich, wie behauptet wird und wie auch Sorel annimmt, indem er ihr in Aussicht stellte, nach dem Beispiele Katharinas werde sie selbst die Nachfolgerin ihres Gatten auf dem Throne werden.

So war Alles wohl vorbereitet, als Pahlen die Ausführung der That, mit Rücksicht auf das die Wache habende Regiment, auf die Nacht vom 23. zum 24. März 1802 festsetzte.

Um Mitternacht wurde gemeldet, daß ein Bataillon des Semenof- und zwei des Preobraschenski-Regimentes die Wachestellung um das nahegelegene Michael-Palais, in dessen Sommergarten, eingenommen hatten. Nun machten sich die Verschworenen unter der Führung Platons, Zouboffs und Bennigsens auf den Weg. Pahlen verließ sie, um das Kommando der Truppen in der Stadt zu übernehmen und auch Valerian Zouboff, der nur ein Bein hatte, trennte sich von ihnen. Das Thor des Palastes wurde ihnen von einem mitverschworenen Adjutanten geöffnet. Eine Laterne in der Hand, geleitete er sie bis an das Ankleidezimmer des Kaisers. Hier schlief ein junger Kammerdiener. Vom Lärm geweckt, sprang er auf und rief um Hilfe. Man schlug ihn nieder. Aber sein Geschrei hatte auch den Kaiser erwachen lassen. Vom Bette stürzte er sich nach der Thür, die in das Nebenzimmer zur Kaiserin führte. Doch er hatte vergessen, daß er selbst in seinem Mißtrauen gegen Jedermann die Thür hatte vor Kurzem versperren lassen. Da wickelte er sich in die Portiere, die sie verdeckte. Einen Augenblick hatten die Verschwörer gestutzt, als der Kammerdiener Lärm schlug, einige von ihnen waren sogar zur Treppe zurückgeeilt. Aber Bennigsen feuerte sie mit den Worten: „Der Wein ist abgezogen, jetzt muß er auch ausgetrunken werden,“ wieder an, und so drangen sie in das Schlafzimmer des Kaisers ein.

Mit der Laterne leuchteten sie in das Bett, und da sie es leer fanden, in alle Winkel des Raumes, bis sie Paul in seinem Versteck fanden. Im Hemde, leichenbloß, an allen Gliedern schlotternd, wurde er hervorgezogen. Man schleppt ihn an den Tisch, drückt ihn in einen Stuhl nieder, legt ihm das Schriftstück einer „Erklärung an das Volk“ vor und zwingt ihm eine Feder in die Finger. Mit dem Hute auf dem Kopfe, den Degen in der Hand vor ihm stehend, befiehlt Bennigsen ihm, zu unterschreiben. Zouboff liest ihm, selbst vor Aufregung am ganzen Leibe zitternd, den Inhalt der „Proklamation“ vor. Aber auf einmal fährt der Kaiser aus seiner Betäubung auf, bricht in lauten Zorn aus, schreit, droht. Ein unbeschreiblicher Tumult entsteht. Die ganze Schaar der von Wein und Wuth trunkenen Männer dringt auf ihn ein, sie beschimpfen ihn, schon heben sich bei dem und jenem die Fäuste. Mitten unter ihnen steht die kaum bekleidete, dürre, groteske Jammergestalt dessen, der gestern noch allmächtig über ihr Wohl und Wehe gebot. Aber der Augenblick drängt zur Entscheidung. Nikolaus Zouboff, ein Riese an Wuchs, holte zum Schlage aus. Noch einmal erwachte in Paul das Gefühl der beleidigten Majestät, er setzte sich zur Wehr. Ein Offizier greift ihm um den Leib. Beide rollen zu Boden. Jetzt stürzen sich Alle auf ihn, die Säbel fahren aus der Scheide. Sie schlagen ihm auf den Kopf, auf die Arme. Er blutet, heult, zappelt. Einer der Mörder nimmt seine Schärpe und schlingt sie ihm um den Hals. Paul glaubt in ihm seinen Sohn Konstantin zu entdecken und ruft: „Gnade, Hoheit, Luft, Luft!“ Da er die Hände zwischen Schlinge und Hals bringt, reißt man sie fort, zieht den Knoten zu. Er erstickte. Er ist todt. — —

Das Alles hatte drei Viertelstunden gedauert. Nun hieß es, sich die Früchte des Sieges sichern. Bennigsen, der die traurige Rolle des Regisseurs dieser Tragödie spielte, schaffte zunächst einmal Ordnung im Zimmer, schickte die Mehrzahl der Verschwörer fort, ließ den Leichnam vom Boden aufheben, mit der Uniform bekleiden, den verstümmelten Kopf mit einem Tuche bedecken, den Arzt herbeiholen und feststellen, daß der Zar „einem Schlaganfalle“ erlegen sei.

Pahlen, der inzwischen erschienen war, übernahm es, dem Thronfolger und der Kaiserin das Geschehene zu melden. Alexander hatte gewußt, daß die Nacht zur Ausführung des Planes bestimmt war, und sie schlaflos, angekleidet, auf seinem Bette verbracht. Bleich, stumm, im Innersten erschüttert, vernahm er die Kunde und fast willenlos ließ er nun alles über sich ergehen.

Anders die Kaiserin. Die lief weinend, schreiend durch die Gänge des Schlosses, weniger aus Schmerz über den Tod des Gatten, denn aus bitterer Enttäuschung darüber, daß nicht ihr seine Nachfolge zu Theil werden sollte. Die wichtigste Frage jedoch war, wie das Heer sich den vollendeten Thatsachen gegenüber verhalten würde. Die um das Michael-Palais versammelten Truppen nahmen zuerst eine drohende Haltung an.

Aber als am Morgen St. Petersburg erwachte, an den Straßenecken ein Aufruf verkündete, daß der Tyrann, der Schrecken Aller, beseitigt sei, gerieth die Bevölkerung in einen wahren Freudentaumel, der bald auch die Regimenter mit sich fortriß und damit das endgiltige Gelingen des Anschlages und den Mördern Vergebung und Vergessen sicherte.

„Eine schöne Empfehlung.“

Ueber eine amüsante Wiener Gerichtsverhandlung berichtet das Wiener Extrablatt. Der Hülfsarbeiter Otto Mellinger, bereits viermal wegen Bettelns vorbestraft, sollte sich vor dem Bezirksgerichte Josephstadt wegen der gleichen Uebertretung verantworten. Bei Aufruf seines Namens trat eine Frau vor den Richter hin.

Richter: „Sie sind doch nicht der Otto Mellinger?“

Frau: „Eine schöne Empfehlung von meinem Mann, ich bin nämlich die Frau, und er hat heute keine Zeit, er hat jetzt a Arbeit.“

Richter: „Wir können ja in seiner Abwesenheit verhandeln.“

Frau: „Eine schöne Empfehlung und er laßt bitten, Sie möchten heut' die Verhandlung vertagen und am Sonntag Nachmittags verhandeln, da hat er Zeit, da kommt er.

Richter: „Das geht nicht. Er hat ja übrigens ein Geständniß abgelegt.“

Das Kontumazurtheil lautete auf achtundvierzig Stunden Arrest.

Frau: „Wann soll er's denn absitzen?“

Richter: „Er bekommt das Urtheil zugestellt.“

Frau: „Eine schöne Empfehlung, Herr Richter, und er laßt auch noch fragen, ob nicht ich für ihn absitzen kann, er hat ka Zeit.“ (Heiterkeit.)

Der Richter ertheilte der Frau die entsprechende Belehrung.

Handgreifliche Erklärung.

Die „Schweizer Diana“ schreibt: „Es scheint, daß man in der Pfalz nicht immer ganz gut auf Vorgesetzte zu sprechen ist, die aus Alt-Bayern stammen. Das hat unlängst eine sehr gelungene Auseinandersetzung gezeigt. Ein Forstwart traf zwei junge Burschen beim unerlaubten Singvogelfang an; als er sie nach dem Namen befragte, rissen sie aus und riefen ihm allerlei Schimpfnamen zu, so auch: „Altbayerisches ....“, weil sie meinten, er sei von „Drüwe rüber“. Später trifft der Forstwart mit den Burschen wieder zusammen und erwischt einen davon — „so, jetzt will i Dir emol die Sach' mit de Altbayerische erkläre,“ meinte der biedere Pfälzer, und haut ihm eine gesalzene Ohrfeige herunter — „sieste, das isch a altbayerische g'west, und das isch a pfälzer“ und giebt ihm mit der andern Hand eine zweite. Dem Burschen sei die Sache nun klar, aber der Unterschied sei nicht groß!

Mißverstanden.

Arzt: „Ihre rothe Nase läßt mit Bestimmtheit darauf schließen, daß Sie zu viel Wein trinken!“ Patient: „Aber Herr Doktor, mei' Nas'n is ja ganz g'sund, in die Füße fehlt's!“

Umwandlung.

„Ich ließ das Kleid im Kasten schon geradezu modern, weil es zu unmodern war, und jetzt ist es auf einmal wieder modern.“

Daher.

Gatte: „Aber Elise, Du bist ja seit einiger Zeit so frostig gegen mich. Weshalb denn?“ — Gattin: „Soll ich nicht frostig sein, da Du mir im Winter den gewünschten Pelzmantel nicht kaufen wolltest?“

Renommage.

Fräulein: „Wie kommt es, daß Ihre Jagdtasche so furchtbar nach Thran riecht, Herr Baron?“ — Baron: „War doch kürzlich im hohen Norden . . auf Walfischjagd gewesen!“

Sonderbare Sorge.

Vagabund (der früher in guten Verhältnissen gelebt, aber jetzt zwei Jahre Gefängniß erhalten hat): „Was wird mein Arzt zu den zwei Jahren sagen; er hat mir sehr viel Bewegung empfohlen!“

Optimistisch.

Hausirer (der hinausgeworfen wird und über ein Hufeisen stolpert): „Ein Hufeisen! — Das bedeutet Glück — da geh' ich noch 'mal 'rein!“